

3 Die Phase der Etablierung: Zwischen Heimischwerden und Remigration

Wie die untersuchten Fälle zeigen, ist es im Allgemeinen falsch, davon auszugehen, dass Thailänderinnen einen Mann mit Schweizer Staatsbürgerschaft heiraten, weil sie sich ein längerfristiges Dasein in einem westlichen Land wünschen. Die Mehrheit der befragten Akteurinnen lebt hier, weil ihre Ehemänner (noch) nicht dazu bereit waren, ihren Lebensmittelpunkt nach Thailand zu verschieben, und ihnen das Leben in der Schweiz im Hinblick auf ihre Zukunftsperspektiven derzeit mehr Möglichkeiten eröffnet. Nur zwei der befragten Frauen können sich unter keinen Umständen vorstellen, nach Thailand zurückzukehren; für den Rest stellt die Remigration entweder ein erklärtes Ziel (Auswanderung mit Ehepartner) oder zumindest eine Option (etwa bei einer Scheidung oder Todesfall des Ehemanns) dar. Es liegt somit der Schluss nahe, dass das Leben in der Schweiz für die meisten Frauen lediglich eine vorübergehende Etappe in ihrer Lebensplanung darstellt – oder zumindest zu Beginn ihrer Migration nur als eine solche angedacht war. In den Interviews wurde deutlich, dass die befragten Thailänderinnen diesen durch die Heiratsmigration gekennzeichneten Lebensabschnitt sehr unterschiedlich bewerten. So lassen sich bei der Analyse der Daten zwei entgegengesetzte innere Haltungen auffinden, die gemeinsam mit der individuellen Disposition¹ massgebend dafür sind, inwiefern die Migrantinnen dazu bereit sind, in die Entwicklung neuer Kompetenzen zu investieren, die einerseits zu einer Adaption an die fremd-kulturelle Umgebung beitragen und andererseits auch Perspektiven auf eine längerfristige Zukunft in der Schweiz eröffnen könnten.

Bevor die konträren Einstellungen der befragten Akteurinnen näher dargestellt werden, ist an dieser Stelle jedoch anzumerken, dass sich die Bewer-

1 Zum Einfluss der persönlichen Disposition auf die Art und Weise, wie Probleme bewältigt werden, siehe Teil V, Kapitel 3, S. 225.

tungen der Migrationsentscheidungen im Laufe der Zeit stets in ihr Gegenteil verändern können. So können negative Erfahrungen den vorangegangenen Optimismus ebenso trüben, wie positive Erfahrungen dazu beitragen können, eine negative innere Haltung zu revidieren. In diesem Sinne handelt es sich bei den beschriebenen Fällen stets um Momentaufnahmen, die zu anderen Befragungszeitpunkten wohl zu unterschiedlichen Kategorisierungen geführt hätten. Daher geht es mir im Folgenden auch weniger um eine Zu- oder Einordnung der untersuchten Fälle als um die Darstellung zweier Grundhaltungen, die entsprechende Konsequenzen in Bezug auf die Adaptionsfähigkeiten der Frauen mit sich bringen.

3.1 Migration als »notwendiges Übel«

In den Interviews mit Thai-Frauen zeigt sich, dass einige der Akteurinnen ihren Aufenthalt in der Schweiz als »notwendiges Übel« betrachten, das sie zur Erreichung ihrer längerfristigen Ziele auf sich nehmen müssen. Für sie markiert die Migration ein Bruch mit ihrem bisherigen Leben, den sie angesichts der Enttäuschung darüber, dass sich das Leben in der Schweiz nicht wie gewünscht gestaltet, negativ bewerten. So äussert Ying etwa: »Viele Thai-Frauen, die hier wohnen, ist zufrieden was sie haben, weil in Thailand sie haben schwierige Leben, aber bei mir, ich habe einfache Leben in Thailand, darum habe ich hier ein bisschen Problem« (1A/1127-1129). Charakteristisch für Frauen wie Ying ist, dass sie besonders stark unter den mit der Migration einhergehenden psychisch-emotionalen Belastungen wie etwa Stress, Identitätskrisen und Einsamkeit leiden. Sie trauern nicht nur darüber, dass sie vieles in ihrer Heimat zurückgelassen haben, sondern beginnen angesichts ihrer als nicht zufriedenstellend empfundenen Lebenssituation auch damit, ihr vorangegangenes Leben in Thailand zu idealisieren. Dabei dient ihnen ihre gegenwärtige Lebenssituation in der Schweiz als Negativfolie zur Konstruktion eines »einfachen« Lebens in Thailand, das sie im Kontrast als unkomplizierter, sorgloser und unbeschwerter beschreiben. Angesichts ihrer Heirats- und Migrationsmotive wirken diese retrospektiven Schilderungen teilweise jedoch eher romantisch verklärt, als dass sie die tatsächliche Lebensrealität zu widerspiegeln vermögen, in welcher die befragten Thai-Frauen vor ihrer Migration lebten.

Nichtsdestotrotz stellt der Wunsch nach einer Remigration nach Thailand einen wichtigen Anker dar, der den Migrantinnen dazu verhilft, gegenwärtige Schwierigkeiten als temporär zu betrachten und eine Zukunftsperspektive

aufzubauen, angesichts deren die aktuellen Herausforderungen als ertragbar und leichter zu bewältigen erscheinen. In einigen Fällen ist es auffällig, dass die befragten Frauen auch dann am Gedanken an eine Rückkehr festhalten, wenn dieser kaum mehr, oder zumindest nicht in absehbarer Zeit, zu realisieren scheint. Insofern liegt der Schluss nahe, dass eine Remigration oft eher eine Illusion als eine tatsächliche Option darstellt – gerade etwa im Hinblick auf die Zukunftschancen ihrer in der Schweiz geborenen Kinder. Für sie wird die einst als selbstverständlich erachtete Rückkehr in die Heimat zunehmend zu einem Mythos. So schätze ich auch die Situation von Ying ein. Ihr Mann zeigt sich zwar offen für eine spätere Auswanderung, betont jedoch gleichzeitig, dass dies aufgrund ihres gemeinsamen Sohnes im Primarschulalter derzeit nicht umzusetzen sei. Da er den Zeitpunkt für eine Auswanderung nicht konkretisieren kann oder will, scheint eine Zukunft in Thailand eher ungewiss. Für Ying hingegen ist eine Remigration nach wie vor ein erklärtes Ziel, auf das sie insbesondere in schwierigeren Lebensphasen immer wieder zu sprechen kommt. Im Alltag organisiert sie die Finanzen der Familie, wobei sie sich an den hohen Lebenshaltungskosten stört, die sie im Vergleich zu ihrem früheren Leben als Einschränkung empfindet und die einem Hauskauf in Thailand im Wege stehen:

Ying: Weisst, in Thailand habe ich, weiss nicht wie ich sage, Leben in Thailand ist einfacher. Weil hier in der Schweiz wir müssen alles kaufen. Ich bin nicht gewohnt. Wir können überall auf der Strasse essen, billig. Oder auf dem Land haben wir Gemüse, haben wir Fisch, haben wir. Wir finden alles. Alles sehr einfach. Hier, was kann ich machen? Nein. Ihr seid so eng, finde ich. Nur kaufen, kaufen. Wirklich leben in der Schweiz... Und mieten, und Wohnung mieten...

Beat: Ist einfach alles sehr teuer, sagst du immer.

Ying: Ja. Und alle müssen Versicherung haben und teuer. In Thailand müssen wir nichts. Nur wenn wir... bünzelig sind, dann machen wir Versicherung, aber hier alle müssen. Teuer für mich. Warum... Wenn ich rechne wie teuer, einfach diese Wohnung... In Thailand...

Beat: Das darfst du nie machen, Ying.

Ying: [...] In der Schweiz, das ist für mich sehr grosse Problem. Ich fühle mich immer noch nicht wohl. [...] Darum möchte ich nicht vergleichen Schweiz Thailand, aber ich vergleiche immer. Vielleicht das ist mein Problem. In Thailand alle haben eigene Haus, eigene Häuser, alle. Wir mieten nur. [...].

Beat: Das ist sehr oft auch unser Problem, wenn du unzufrieden bist. Sie

möchte dann immer etwas kaufen in Thailand. Sie möchte ein Eigenheim. Und ich sage immer, solange wir doch jetzt noch in der Schweiz leben, kann ich mir nicht ein Haus in Thailand kaufen, das dann nur für drei Wochen im Jahr besetzt ist, weil das rentiert nicht. [...].

Ying: Ich wünsche mir, weil ich weiss, ich kann ein Haus in Thailand haben mit Schweizer Geld. Ein Franken ist für uns 30 Baht. Das ist nicht so hoch, ich kann zu mir nehmen. Darum möchte ich. (1A/427-469)

Spricht Ying in diesem Zusammenhang davon, dass ihr Leben in Thailand einfacher war, so knüpft sie damit an ein Narrativ an, das von einigen Thai-Frauen aufgegriffen wird, um ihr Leben in Thailand bzw. im *Isaan* in einem positiven Kontrast zur Schweiz zu beschreiben. Typisch für die Schilderungen der Frauen ist, dass sie ihr Dasein vor der Migration als unbekümmerter beschreiben, da sie damals im Vergleich zu ihrer heutigen Lebenssituation weniger Verpflichtungen und mehr Freiheiten hatten. So fühlt sich auch Ying eingengt in der Schweiz. Um den ihr als »bünzlig« erscheinenden finanziellen Verpflichtungen nachzukommen, muss sie sich einschränken – im Wissen darum, dass sie mit diesem Geld in Thailand ein komfortables Leben führen könnte. Yings Gefühl, dass sie sich in der Schweiz nicht wie gewünscht verwirklichen kann, äussert sich im vorangegangenen Zitat insbesondere dadurch, dass sie hier kein Wohneigentum besitzt. Was in ihrem ländlichen Herkunftskontext als Selbstverständlichkeit gilt, kann sie sich angesichts der hohen Lebenshaltungskosten in der Schweiz nicht leisten – weshalb sie den Traum von einem eigenen Haus in ihrer Heimat verwirklichen möchte. Um dieses Ziel zu erreichen, ist Ying auch bereit dazu, sich in ihrem Alltag einzuschränken. Um zu sparen, kontrolliert sie die Finanzen der Familie und versucht die Ausgaben auf das Wesentliche zu reduzieren. »Wenn Beat viel zu viel verdienen, dann ok, wäre ich nicht sparsam« (1B/1799), sagt sie dazu. Dabei führt die mit ihrer Fixierung auf eine Zukunft in Thailand verbundene Sparsamkeit zu einer zusätzlichen Begrenzung ihres Handlungsspielraums, mit welcher sie sich auch ihrer Möglichkeiten beraubt, in eine für sie zufriedenstellendere Gegenwart zu investieren.

Im Umgang mit Thailänderinnen, die eine negative Sicht auf ihre Migration haben, wurde nicht nur deutlich, dass sie ihren eigenen Bewegungshorizont einschränken, sondern auch, dass ihre sprachlichen Defizite besonders ausgeprägt sind. Ying sieht die Ursache für diesen Umstand insbesondere darin, dass sie nicht erwerbstätig ist und es ihr damit an Gelegenheiten fehlt, die Sprache im Alltag anzuwenden. Ihr Ehemann Beat bemängelt hingegen,

dass sie ihre Freizeit ausschliesslich mit ihren thailändischen Freundinnen verbringt: »Wärst du nicht noch mit mir verheiratet, würdest du gar nie Deutsch sprechen« (1A/1456-1457), sagt er im Paarinterview zu seiner Frau. »Ich sage ihr oft, sie soll in Turnverein oder irgendwo hingehen, a) könnte sie ein bisschen Sport machen und b) nur Deutsch sprechen. Sie wäre nicht immer nur um Thai-Leute herum« (1A/1454-1455). Da Ying ihre Freizeit primär in einem thailändisch geprägten Umfeld verbringt, genügen ihre Deutschkenntnisse jedoch weitgehend, um sich in ihrem Alltag zurechtzufinden. Insofern scheint es für sie auch nur bedingt lohnenswert, in die Verbesserung ihrer sprachlichen Fähigkeiten zu investieren. Angesichts ihres Wunsches nach einer Remigration kann davon ausgegangen werden, dass die Handlungsstrategien von Frauen wie Ying nicht unbedingt auf eine Integration im Sinne von gesellschaftlicher Teilhabe (Vortkamp 2008) ausgerichtet sind und ihr Akkulturationsprozess somit auch vom idealtypischen Verlauf abweicht, wie dieser im Modell von Pedersen (1995) beschrieben wird (siehe dazu Teil III, Kapitel 1.1, S. 111).

3.2 Migration als Chance

Anders verhält es sich bei den befragten Thai-Frauen, die ihre Migration als Chance darauf betrachten, sich ein neues Leben aufzubauen, das ihnen in Thailand verwehrt geblieben wäre. Auch für diese Frauen stellt die Migration einen Bruch mit ihrem bisherigen Leben dar – den sie jedoch angesichts der Möglichkeiten, die sich ihnen dadurch eröffnet haben, als positiv bewerten. Obwohl auch sie nach ihrer Migration mit verschiedenen Schwierigkeiten konfrontiert wurden, überwiegen für die Frauen mit dieser Grundhaltung letztlich die positiven Aspekte ihrer Migration: Sie konnten ihre Lebensumstände verbessern, haben den Einstieg in die Selbstständigkeit geschafft, sind zufrieden mit ihrer Partnerwahl und ihren Freundschaften oder gehen sinnstiftenden Aufgaben in ethnischen Selbsthilfeorganisationen nach (siehe dazu Teil IV, Kapitel 3). Angesichts der Existenz, die sie sich in der Schweiz aufgebaut haben, erscheint ihnen eine Rückkehr nach Thailand kaum (mehr) attraktiv. In den Interviews heben viele dieser Frauen besonders hervor, dass sie mit ihrem gegenwärtigen Leben zufrieden sind und es ihnen gelungen ist, sich in ihrem Umfeld zu integrieren. So erzählt etwa Nüng:

Leute hier im Ort sehr freundlich und kennen mich im ganzen Ort. [...] Egal wo gehen, Turnverein oder so, also kennen mich viele. Darum habe ich nie Heimweh gehabt. Viele sagen, du nicht Heimweh? Ich sage nein, ich habe nie Heimweh gehabt. Wieso? Also ich muss ehrlich sagen, ich so glücklich. [...] Also, Heimatort, also erste ist die Schweiz. [...] Also, wenn ich nach Thailand gehe, ich habe Heimweh hier. Sage ehrlich. Ja, viele Leute sagen, ja, du nicht Heimweh? [...] Sehnsucht ok, aber Heimweh noch nie. (5A/782-790)

Der zitierte Interviewausschnitt zeigt, dass die Schweiz für Nüng nicht zuletzt aufgrund ihrer zahlreichen sozialen Kontakte zur Heimat geworden ist, die sie selbst für Ferien nur ungern verlässt: »Ich lieber zuhause. Hier einfach. Ich will weggehen, ein paar Stunden und dann komme ich zurück. So. Ich brauche nicht so lange Ferien« (5B/714-715). Obwohl Nüng, als sie vor 20 Jahren in der Schweiz ankam, weder Deutsch noch Englisch sprach, sei es ihr nicht schwergefallen, auf die Leute im Dorf zuzugehen, wie ihr Ehemann bemerkt: »Sie hat mit ihrer Art sehr schnell Kontakte gehabt. Die kennt mehr Leute hier als ich. Sie ist sehr gut angekommen bei den Leuten. Hat sich schnell eingelebt« (5A/595-596).

Im Fall von Nüng liessen sich verschiedene Faktoren ermitteln, die dazu beitrugen, dass sie an ihrem Wohnort schnell Anschluss finden konnte. Zum einen war ihr Mann in verschiedenen Vereinen aktiv, was auch ihr viele Gelegenheiten bot, am öffentlichen Leben teilzunehmen. Dabei stand die Frau aus Thailand oft im Mittelpunkt des Geschehens: »Ganze Ort, ich kann nicht Deutsch sprechen, aber die Augen sind... sie schauen wie Fragezeichen« (5A/586-587), erinnert sie sich. Im Gegensatz zu ihrem Ehemann empfand sie diese Art der Aufmerksamkeit jedoch nicht als unangenehm. Sie war zwar fremd im Dorf, fühlte sich davon jedoch nicht eingeschüchtert: »Ich bin nicht schämen oder scheu« (5A/592). Viel mehr schien sie diese Situation zu genießen: »Ich wie Königin« (5A/578), lacht sie. Angesichts der mit dem dörflichen Leben verbundenen Sichtbarkeit ihrer Person dürfte dieses Selbstbewusstsein nicht unwesentlich dazu beigetragen haben, dass Nüng einen festen Platz in ihrem Umfeld finden konnte. Dass Nüng scheinbar mühelos Kontakte knüpfen konnte, ist nicht zuletzt auch auf ihren Sohn zurückzuführen, den das Paar nach der Heirat aus Thailand zu sich holte und der später vom Ehepartner adoptiert wurde. Wie Nüng erzählt, diente ihr dieser als Türöffner, der es ihr im Rahmen ihrer Verpflichtungen als Mutter ermöglichte, Kontakte zu anderen Müttern aufzubauen:

Ich muss froh sein, dass ich habe Kind, in Spielgruppe gegangen, nachher andere Mutter bringen Kind auch Spielgruppe, dann bla bla bla. Nachher so kennengelernt. Dann wieder gehen Kindergarten, wieder, immer Elternabend, immer privat Kontakt oder Kind gehen mit andere Kind spielen, Telefon, du Kind, hast du Zeit heute, wechseln und so. (5A/598-602)

Obwohl Nüing auf diese Weise Kontakte pflegen konnte, war sie enttäuscht darüber, dass sich diese Beziehungen aufgrund ihrer sprachlichen Defizite eher oberflächlich gestalteten. Ein Zustand, der für sie nicht zufriedenstellend war, wie sie meint: »Also, dann nachher ich sage, ich muss etwas machen, ich muss etwas Deutsch lernen, ich muss. [...] Ich muss mit Leuten reden, ich will auch wissen, was sie sagen, ich will auch lachen, ich will auch sie hören, ich will auch weinen« (5A/602-605). Nüings Aussage deutet darauf hin, dass ihre Bemühungen, ihre sprachlichen Kompetenzen zu erweitern, insbesondere auf dem Bedürfnis basieren, am Leben der Menschen in ihrem Umfeld teilzuhaben. Das durch den Aufbau von vertrauensvollen Beziehungen entstandene Gefühl, mit der Umwelt in Verbindung zu stehen, dürfte massgebend dazu beigetragen haben, dass Nüing in der Schweiz einen Ort gefunden hat, den sie mittlerweile als Heimat bezeichnet.

Ähnlich ist dies auch im Fall von Yai zu beobachten. Wie anderen Frauen mit einer positiven Haltung gegenüber der Migration scheint es auch ihr wichtig zu sein, Zugehörigkeit zur Gesellschaft zu demonstrieren. Dass sie sich um ihre Integration in der Schweiz bemüht, unterstreicht sie insbesondere damit, dass sie ihre Freizeit nicht nur mit Personen und Aktivitäten gestaltet, die mit der thailändischen Kultur in Verbindung stehen:

Ich versuche, sehr viel zu machen. Zum Beispiel Skifahren für mein Kind und Deutsch, mein Deutsch gut lernen. Und alles, viele, viele Sachen. Das ist... Ich will nicht die Leute sagen, die ist nur mit dem Thai-Leute, die kommt hierher, aber sie ist nicht integriert. Integrieren und so. (8A/187-190)

Thailänderinnen äusserten in den Interviews oft, dass sie Kontakte zu anderen Thais kritisch betrachten oder gar meiden würden, obwohl sich dies durch die teilnehmende Beobachtung nur bedingt bestätigen lässt. Insofern kann davon ausgegangen werden, dass solche Aussagen teilweise auch dazu dienen, sich von der eigenen Minderheitengruppe abzuheben (siehe dazu Teil III, Kapitel 2.2.3, S. 136) und die eigene Integrationsbereitschaft zu unterstreichen. Dass die Pflege von innerethnischen Beziehungen teilweise als Hindernis für die In-

tegration dargestellt wird, lässt sich auch am Beispiel von Noi feststellen. Sie erzählt:

Ich [habe] Probleme mit meiner Freundin bekommen. Ich habe ihr gesagt, in der Schweiz macht man das so und so und, dass man sich anpassen muss. Das wollte sie nicht. Ich verstehe das auch, sie war ja nicht mit einem Schweizer verheiratet, es war eine Thaifamilie. Aber es gab einfach Probleme. Zum Beispiel, wenn wir abgemacht haben und sie nicht gekommen ist wie abgemacht. Da hatte sich mein Mann immer fürchterlich aufgeregt. Ich musste mich entscheiden, auf welcher Seite ich stehe. Es war für mich klar, dass ich an der Seite meines Mannes stehe. Ich hatte mich verändert, es war nicht einfach eine Entscheidung. Sie dachte vielleicht, dass es einfach eine Entscheidung war, aber ich war auch nicht mehr derselbe Mensch, weil ich mich in der Schweiz verändert habe. Heute habe ich keinen Kontakt mehr zu ihr. (3A/104-114)

Wie der Interviewausschnitt zeigt, befand sich Noi in dieser Situation in einem Loyalitätskonflikt. Sie stand sowohl zwischen ihrer thailändischen Freundin und ihrem Ehepartner als auch zwischen den unterschiedlichen kulturellen Mentalitäten, die durch diese beiden Personen repräsentiert werden. Wem sie sich dabei zugehörig fühlt, demonstriert Noi nicht nur mit der Entscheidung für ihren Mann, sondern auch durch ihre sehr oft geäußerte Kritik an Thai-Frauen, die mehr auf materielle Vorteile ausgerichtet seien, als dass sie sich tatsächlich auf ein Leben in der Schweiz einlassen wollten. Sodann empfindet sie auch Scheinehen, die der Aushebelung der Gesetzgebung dienen, als missbräuchlichen Akt, der sich gegen die Gesellschaft richtet: »Es geht nicht, dass Leute hierherkommen und gegen die Schweizer sind« (3A/182-183), meint sie dazu im Interview.

Ebenso wie die Kritik an anderen Thai-Frauen dazu dient, Zugehörigkeit zur Schweizer Gesellschaft zu demonstrieren, sprachen die Frauen auch öfters von Missständen in Thailand, angesichts deren sie die Schweiz zum Inbegriff von Lebensqualität hochstilisieren. Genannt wurden dabei etwa die intakte Natur, die Sauberkeit und Sicherheit im öffentlichen Raum, die soziale Absicherung durch den Staat wie auch die grösseren Freiheiten bei der Wahl von persönlichen Lebensentscheidungen, die nicht zuletzt auch durch die finanzielle Unabhängigkeit und die Distanz zur Herkunftsfamilie bedingt werden. Dabei wurde in den Erzählungen der Akteurinnen nicht selten der Eindruck geweckt, dass in Thailand kaum etwas zu funktionieren scheint, da weder der oft als korrupt und instabil bezeichnete Staat noch die Menschen selbst

in der Lage dazu seien, für jene Sicherheit und Ordnung zu sorgen, die in der Schweiz als Selbstverständlichkeit gelten würden. Während Thailänderinnen mit einer negativen inneren Haltung gegenüber der Migration dazu neigen, ihre zurückgelassene Heimat zu idealisieren, scheint es somit, dass Frauen mit einem positiven Verhältnis zur Migration eine Tendenz dazu haben, das Leben in ihrem Herkunftsland in einem negativen Kontrast zur Schweiz darzustellen, wobei die mit diesem Narrativ einhergehenden Sympathiebekundungen, wie bereits erwähnt, als Mittel betrachtet werden können, um sich von der eigenen Minderheitengruppe zu distanzieren und Zugehörigkeit zur Schweizer Gesellschaft zu demonstrieren.

Durch die soeben ausgeführten Beispiele lässt sich aufzeigen, dass eine positive innere Haltung gegenüber der Migration eher dazu führt, dass Fähigkeiten zur Adaption an die neuen Lebensumstände entwickelt werden. Für die Integration, worunter in erster Linie gesellschaftliche Teilhabe verstanden wird (Vortkamp 2008), ist insbesondere der Spracherwerb zentral. Thailänderinnen, die ihre Migration als Chance zur Verwirklichung ihres persönlichen Lebensentwurfs betrachten, zeigen sich insofern eher dazu bereit, in den Erwerb von sprachlichen Kompetenzen zu investieren, die ihnen nicht zuletzt auch eine Perspektive auf eine längerfristige Zukunft in der Schweiz eröffnen können.

